

Die Stadt einnehmen

Autor(en): Dieter Fringeli
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1985

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/7d64ad00-e60b-4839-88f8-383e4e8cf874>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Dieter Fringeli: Die Stadt einnehmen

Der nachstehende Text bildet einen kleinen Teil des Romanmanuskripts mit dem Titel <Fingernägel – 15 Anfälle>. Die kursiv gesetzten Wörter entstammen Zitaten des Diplomaten, Schriftstellers und Historikers Carl J. Burckhardt und der Engländerin Marian Parry.

Die Stadt sei ihm zu nahe geraten. Sie gebärde sich unnachgiebig, erhebe Ansprüche, die füglich nicht zu erfüllen seien, sei gnadenlos. Mit seinen Versuchen, ihr Eigenes einzuholen, habe er sich selbst unmöglich gemacht, lächerlich. Die Vokabel *ridikül* hole den Umstand ein, in dem er sich befinde. Eine Begegnung finde nicht statt, sei ausgeschlossen. Und doch sitze ihm die Stadt im Nacken; sie halte ihn in Atem, wenn er so sagen dürfe, brenne unter den Fingernägeln, habe ihn besetzt – er vermöge es nicht anders auszudrücken. Nein, sie bedrohe ihn nicht, lasse ihn vielmehr nicht zu sich selbst kommen, halte ihn in Abhängigkeit, dränge zu Mitläuferschaft; Unterwürfigkeit sei geboten. Dass er sich mit solchen Einschätzungen in schiefer Spekulation bewege, scheine ihm durchaus wahrscheinlich: Die Stadt wolle nichts von ihm, sei sich selbst genug, brauche seine Liebe nicht.

Ob er sie tatsächlich liebe, wolle er im einzelnen nicht ergründen; es stehe hingegen fest, dass er, soweit er sich zurückversetzen könne, um Gunst und Bestätigung gebuhlt habe. Im Handstreich habe er sie nehmen wollen; sie aber habe keinen Sinn für Anruf und Annäherung gezeigt. Lange habe er sich um die Einsicht gedrückt, dass seine Aufmerksamkeit auf Unfassliches zielte; die Stadt existiere nicht, sei – er wolle bloss mitteilen, wie er sie empfinde – Rauch. Töricht sei es, nach Feuer zu suchen, nach Glut. Als *hermetisch* und *anonym* sei sie von kritischen Schreibern stets

wieder denunziert worden; das müsse in schierer Hilflosigkeit geschehen sein, in beträchtlicher Verkennung. Der Untreue hätten die lokalen Poeten die Stadt bezichtigt; in verschämter Sturheit hätten sie ihre *geschlossenen Türen* beklagt. Der in der Stadt praktizierte *mitleidlose Realismus* zwinge die produktiven Menschen in den Stillstand, ins *Schicksal des Verzichts*, in den Ohnmachtshass. Nie habe es sich anders und besser verhalten – man bilde sich nichts ein: Das Los des trefflichen Humanisten, auf dessen Verdienst sich die Stadt so manches einbilde, sei gesprächig. Dieser habe, wie die Historie einhellig bestätige, *die Stadt seiner Wahl mit Entsetzen verlassen*; der Anblick des auf dem Münsterplatz lodernnden kirchlichen Kunstguts habe ihn irre gemacht; die Bilderstürmerei der Städter sei der auf kritischen Ausgleich bedachten Veranlagung des Kirchenmannes im Herzen zuwidergelaufen. Die Stadt beseitige sich selbst, erklärten die lokalen Poeten; sie demontiere sich lustvoll.

Er selber habe sich die Verlegenheiten zu eigen gemacht und nicht wahrhaben wollen, dass sich die Stadt nicht um den Tadel jeglicher Art kümmern könne: es gebe sie nicht, sie sei nicht vorhanden. Auch ihre mit Wildheit gepflegte Jahrtausend-Geschichte spende keine Gegenwart; sie erweise sich als sprödes anekdotisches Vergnügen. Als einen Leib, den es zu umarmen gelte, habe er die Stadt versehentlich empfunden. Heute stehe er mit leeren Armen da; er habe sich wundgestossen, erkenne die Abfuhr. Kein Laut sei zu entlocken, keine Rührung; die Stadt sei nicht betretbar. Selbst für die eigenen Bedürfnisse scheine sie nichts übrig zu haben; sie mache sich einsam

aus freiem Entschluss, sei von sich selbst nicht erhört. Mit sich selbst sei sie ins Ärgernis gekommen; sie habe ihr Mandat verloren, biete keinen Anstoss, vermittele die Besorgnis, dass das *Schaurige* jederzeit geschehen müsse. Zugesagt wolle er, dass ihm die Stadt sehr ähnlich geworden sei: er habe sich zurückbegeben in sich selbst, erkenne sich nicht mehr; die Stadt sei zum Spiegel der eigenen Vergessenheit ge-

diehen. Sich selbst sei er zur *Provinz* geworden; ungerührt schrumpfe er dem Verschwinden entgegen; seine Gedanken würden immer kleiner. Dass er nicht vermelden könne, wer er sei, störe ihn nicht; wie die Stadt werde er abgetragen, werde er weniger. Mit ihr habe er den Glauben an das Bewegliche verloren; er begehre ihn nicht zurück. Was er erkenne, sei das müssige Vergehen seiner selbst.

Paul Schorno: Unwahrscheinliche Basler Geschichten

Der Endlosschneefall

Die kleine, weisshaarige Frau, die an diesem Winterabend im Lehnstuhl am Fenster ihrer Altstadtwohnung durch die Fensterscheiben ins Freie blickte, war so alt, dass auf eine entsprechende Frage hin bestimmt viele Bürger behauptet hätten, sie sei bereits gestorben. Auf ihren kurzen Spaziergängen in der Nähe des Münsters begegnete sie hie und da noch Müttern, die ihren Kindern bei ihrem Anblick etwas ins Ohr flüsterten, worauf die Kleinen ungläubig dreinschauten. Die alte Frau hatte früher nämlich ihren Lebensunterhalt mit dem Erzählen von Märchen bestritten und war so eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens geworden mit einem recht grossen Bekanntheitsgrad. Doch obwohl sie sich vorwiegend in der Welt der Märchen eingerichtet hatte, war sie keineswegs weltfremd. Im Gegenteil. Sie hatte stets mit Leidenschaft am Leben, den Vorkommnissen und Veränderungen in der Stadt, nicht zuletzt auch im politischen Bereich, Anteil genommen. So hatte sie sich oft genug darüber geärgert, dass die Menschen schnell bereit waren, alte bauliche und geistige und moralische Substanz aus materiellem Ge-

winnstreben heraus zu opfern. In Leserbriefen an verschiedene Zeitungen hatte sie jeweils ihrem Unmut Ausdruck verliehen. Das hatte der kämpferischen Frau oft den Rat eingebracht, sie solle nicht ihre eigenen Märchen, sondern jene der Brüder Grimm und von Andersen erzählen.

Derartige Ratschläge waren jetzt nicht mehr notwendig, denn die Frau enthielt sich seit Jahren schon jeglicher Meinungsäusserung in der Öffentlichkeit. Zudem liess ihr Gedächtnis sie zusehends mehr im Stich, und wenn sie hie und da noch Märchen erzählte, brachte sie die Figuren und die Handlung so durcheinander, dass die Zuhörer auf diese Weise völlig neue Geschichten zu hören bekamen. Dass die alte Frau jetzt wie gebannt am Fenster sass, hatte mit einer meteorologischen Erscheinung zu tun, die in dieser Stadt höchst selten war: Es schneite schon seit vielen Stunden. Leicht und weiss und leise fielen die Flocken und wuchsen zu einem immer höher und dichter werdenden Teppich an. Ein Naturereignis schien zu bewirken, dass etwas geschah, was sonst selten vorkam: Die Stadt verlor ihr gewohntes Gesicht. Vor allem bereitete die Tatsache Mühe, dass fast der ganze Bus- und